

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile 1 Rgr. — Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an. Vom Verleger direct bezogen kostet der Jahrg. nur 6 Thlr.

Abend-



Zeitung.

Sechsdreißiger Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.

No. 18.

Donnerstag, am 29. April.

1852.

### Sophie Septimia von Richelieu.

Von Karl Müchler.

**S**ophie Septimia von Richelieu war die einzige Tochter des Marschalls Herzogs von Richelieu und der Prinzessin Elisabeth von Lothringen. Das Fräulein war die Zierde des Hofes Ludwigs XIII. Die Marquise von Crequy schreibt von ihr in ihrer Denkwürdigkeit aus ihrem Leben: „ich darf es nicht unternehmen, die unbeschreibliche Anmuth dieses reizenden Wesens schildern zu wollen. Sie war gleichsam eine Personification des damaligen Frankreichs, eine Zusammensetzung von Geist, edler Höflichkeit, vornehmer Tradition, pikanter Originalität und dem feinsten Anstande. In meiner Erinnerung lebt ihr Bild, wie das einer duftigen Sylphide, eines feenhaften Traumgebildes.

„Sie war groß und schlank und ihre Augen waren braunschwarz oder grau, je nachdem die Empfindungen sich darin spiegelten und sie beseelten. Die Wirkung ihres Blickes war so bezaubernd, so unwiderstehlich, daß kein Sterblicher je Augen erblickt hat, die mit den ihrigen verglichen werden durften.“

Es konnte nicht fehlen, daß das Fräulein sehr viele Anbeter hatte, die sich um ihre Gunst bewarben und sie auch gern als Braut heimgeführt hätten, weil der allmächtige Cardinal von Richelieu gewiß für den Gemahl einer so nahen Verwandten verschwenderisch gesorgt haben würde.

Auf das Herz Septimia's machten aber alle Huldigungen der jungen Männer am Hofe keinen Eindruck, mit Ausnahme des Grafen von Gisors, des Sohnes des Marschalls v. Bellisle.

Aber der Stolz des Herzogs v. Richelieu war größer als die Liebe zu seiner einzigen Tochter, und alle Bemühungen derjenigen, die sich theilnehmend für das liebende Paar interessirten, blieben ohne Erfolg.

Ein Theil des uralten Adels bestritt die Ebenbürtigkeit des Fräuleins v. Richelieu, und als eine Dame mit Bitten in Septimia's Vater drang, seine Tochter dem Grafen v. Gisors, einem der schönsten und lebenswürdigsten jungen Männer zur Gattin zu geben, sagte er: „ich danke schönstens für Ihren guten Rath, gnädige Frau, ich werde mich aber wohl hüten, meine Tochter dem Enkel des Ober-Intendanten Fouquet zur Frau zu geben.“

Wenn ich dem Hause Auvergne oder Greguy angehörte, ohne Bedenken. Aber man chikanirt meine Familie zu sehr wegen ihres Adels, als daß ich ein solches Bündniß gestatten dürfte."

„Die jungen Leute lieben sich aber, Herzog!" bemerkte die gutmüthige Dame: „sie beten sich an."

„Pah!" rief der Herzog aus: „ich werde nicht so grausam sein, meine Tochter zur Nonne zu machen, und Beide werden sich künftig zusammen zu finden wissen."

Die Dame schauderte bei solchen Aeußerungen, die aller Sittlichkeit Hohn sprachen, sie gab indeß die Hoffnung nicht ganz auf, den Herzog doch noch dahin zu bringen, seine Weigerung zurückzunehmen. Auf ihre Veranlassung wurde der Herzog von sehr vielen Personen mit ähnlichen Bitten bestürmt; er blieb aber halsstarrig bei seiner Erklärung, daß er nie zu einer solchen Heirath seine Zustimmung geben werde.

Der Herzog zwang seine Tochter, dem Grafen Egmont Pignobello, aus einer der vornehmsten Familien der Niederlande, ihre Hand zu geben, so sehr auch die liebenswürdige Septimia sich sträubte, ihr Jawort auszusprechen, dieser Graf war schon so alt, daß er ihr Vater hätte sein können, eine untersekte feste Gestalt, indolent, wortkarg aus Geistlosigkeit und in hohem Grade langweilig.

Der junge Graf von Sisors war in Verzweiflung über den Verlust seiner Geliebten und ihr beklagenswerthes Loos. Angestellt als Offizier in der Armee, benutzte er den nächsten Feldzug, um sich den feindlichen Schwertern und Kugeln Preis zu geben, und er fand auch bald den gewünschten Tod auf dem Schlachtfelde.

Die Nachricht von dem Tode des liebenswürdigen Grafen von Sisors machte einen erschütternden Eindruck auf die Gräfin Pignobello, er war ihre erste und einzige Liebe gewesen und sie überzeugt, daß er den Tod gesucht, weil nur ein hoffnungsloses Dasein, unter den beständigen Qualen einer ungestillten Sehnsucht, sein beklagenswerthes Loos sein mußte; und weil er, ein Opfer des Stolzes und der Tyrannei des Vaters seiner angebeteten Septimia, seine Liebe zu ihr mit einem freiwilligen Tod besiegeln wollte.

In dem Herzen der Gräfin Pignobello stand mit Flammenzügen das Bild des Geliebten

unvertilgbar, und sie weihete ihm in den Stunden des Alleinseins manchen Seufzer und manche bittere Thräne.

Davon hatte man freilich bei der Frivolität ihrer Zeit hauptsächlich am Hofe und in den höchsten Ständen keine Ahnung, und es fehlte nicht an Männern, die ihr den Hof machten und um ihre Gunst sich bewarben. Ein Doppelschild schützte sie vor aller Verläumdung eines Fehltrittes, ihre tugendhaften Grundsätze und die reine Liebe für den verklärten Geliebten. Verschmähte Liebesbewerbungen verwandelten sich in Haß und Rachsucht, und so verbreitete die Verläumdung von der Gräfin manches galante Abenteuer, das indeß nur bei denen Glauben fand, die kein Bedenken trugen, sich ihrer schuldig zu machen. Wer die Gräfin genauer kannte, war vom Gegentheil überzeugt. Wie man aber keinen vor seinem Tode glücklich nennen kann, so ist auch Keiner sicher, daß er, wenn seine erste Liebe auch noch so unglücklich und nur eine Reihe von Hindernissen, Sorgen und Kengsten gewesen ist, gelobt er sich noch so fest, sein verwundetes Herz auf immer der Liebe zu verschließen, doch sein Gelübde bricht und ihren süßen Täuschungen sich ergiebt.

Alle die Gefühle ihrer ersten unglücklichen Liebe erwachten mit verdoppelter Kraft im Herzen der Gräfin, als sie einen jungen Mann sah, der in der königlichen Garde als gemeiner Soldat diente. Er glich dem verstorbenen Grafen v. Sisors, nicht bloß dem Gesicht und der Gestalt nach, er war ihm auch im Blick, der Form des Gesichts, Anstand, selbst im Ton der Stimme so ähnlich, daß man allgemein glaubte, er wäre ein Halbbruder des Grafen v. Sisors, ein natürlicher Sohn des Marschalls Bellisle. Nur war er jünger und schöner, wie der verstorbene Geliebte der Gräfin. Aber das Andenken an ihn blieb ihr so theuer und heilig, daß, wenn man von ihm zufällig sprach, es ihr das Gefühl eines Dolchstiches im Herzen verursachte, und als einst der Prinz v. Solms im Hôtel ihres Vaters des Marschalls v. Richelieu seiner in ihrer Gegenwart auf eine ungarthe Weise gedachte, bekam sie Krämpfe und wurde ohnmächtig. Die Gräfin hatte die Genugthuung, daß bei Vielen diese Bosheit eine solche Indignation erweckte, daß sie dem Prinzen v. Solms auf eine

Weise den Zutritt versagte, daß er die Ursache davon nicht verkennen konnte.

Der Graf v. Solms war verwachsen und als Jemand gegen die Marquise v. Chateaus spöttisch äußerte, der Graf sei wohl wegen seiner Mißgestalt bei ihr in Ungnade gefallen, erwiederte sie: „an seinem Buckel habe ich nie Anstoß gefunden, denn sonst würde er nie meine Schwelle betreten haben, aber da er gezeigt, daß sein Herz noch mißgestaltner, wie sein Körper, mag ich ihn nicht mehr sehen.“

Es lebte zu dieser Zeit ein Sprößling des Hauses Lusignan, der Vicedom v. Poitiers. Es war ein hochbejahrter Mann, der in einem großen, im Marais gelegenen Hause, abgeschieden von der Welt lebte, ein seltsamer Sonderling.

Da er nie seine Wohnung verließ, so hatte man das Gerücht verbreitet, daß er zu Folge einer Lettre de Cachet sein Hôtel nie verlassen dürfe; sollte er es wagen, würde er sogleich nach der Bastille gebracht werden, in welcher er schon früher einmal einige Jahre gefessen, und er werde beständig von einigen Polizeibeamten in seinem Hause bewacht. Es war indeß dieses alles nichts als ein leeres Geschwätz, die Erdichtung eines müßigen Kopfes, der auf die Leichtgläubigkeit des Publikums rechnete, um sich über solches lustig zu machen. Die Gräfin v. Pignobello erhielt eines Tages einen Brief von diesem Sonderling, wie er sie um die Gunst bat, ihn mit ihrem Besuche zu beehren, weil er mit ihr über eine wichtige Angelegenheit zu sprechen wünsche, seit langer Zeit aber nie seine Wohnung verlasse. Die Gräfin erzählte mehreren ihren Freunden und Freundinnen diese Einladung und fragte: „was meinen Sie, soll ich zu ihm gehen?“

„Um Gotteswillen nicht!“ — war die fast einstimmige Antwort.

„Er ist verrückt! was wollen Sie bei dem Tollhäusler machen?“

Dahingegen sagte ihr Vater, der Marschall v. Richelieu, zu ihr in einem ernsten Tone: „ich muß dringend bitten, dies Rendez-vous nicht zu versäumen.“

Die Gräfin hatte einen unerklärlichen Widerwillen, diesen Besuch abzustatten, und sie verhehlte es ihrem Vater nicht. Einige ihrer Freunde und Freundinnen machten dem Marschall den Vorschlag

statt ihrer ein altes lächerliches Fräulein zu dem Vicedom zu senden, das sich, da er die Gräfin nicht kenne, für diese ausgeben solle.

Der Marschall verwarf aber diesen Scherz, als unziemlich, so entschieden, daß sich die Gräfin entschließen mußte, nach seinem Wunsche zu handeln, obgleich sie gegen ihre vertrauten Freundinnen erklärte: sie habe ein beängstigtes Gefühl, daß dieser Besuch über ihr ganzes Leben entscheiden würde.

Sie fuhr mit schwerem Herzen nach dem Hôtel Lusignan; es hielt schwer, es aufzufinden, weil Keiner vom Stande je dahin kam oder dahin schickte.

Sie hielt vor einem äußerlich unscheinbaren Hause, als sie aber in solches eintrat, fand sie einen wahren Feenpallast, und so vertraut sie auch mit der Pracht und Eleganz des Hôtels ihres Vaters, noch mehr aber mit der verschwenderischen Pracht des Schlosses ihres Großonkels, des Kardinals v. Richelieu war, so überraschte sie doch der Anblick dieses Glanzes und sie zollte ihm ihre Bewunderung.

Die Vorhalle und breite Marmortreppe waren mit Bildsäulen, die unter grünen blätterreichen und blüthenprangenden Bäumen standen, geschmückt, in den Vorzimmern befanden sich mehrere Bediente in ihren Staatslivreen; alle Zimmer waren mit raffinirter Ueppigkeit meublirt, und führten in eine Gallerie, zu einem Wintergarten eingerichtet, der mit frischen Rosenblättern bestreut und ganz mit blühenden Drangeriebäumen, Myrthen und hochstämmigen Rosengebüschen vom Eintritt bis zum Ausgange angefüllt war. Am Ende dieses Gartens gelangte die Gräfin zu einer ländlichen aus Baumstämmen zusammengesetzten Treppe. Der Cavalier, der die Gräfin bis dahin geführt hatte, bat sie jetzt tausendmal um Verzeihung, daß er sie bitten müsse, diese unansehnliche Treppe hinabzusteigen, die indeß nichts weniger als unbequem war. Sie that es, und kam nun durch einen Verschlag in einen Stall, wo sie auf einem schlichten Lager einen alten Mann in Schlafrock und Nachtmütze erblickte, der zu schlafen schien. Der Führer blieb vor dem Verschlag, und die Gräfin befand sich mit dem Schlafenden allein. Während sie erwartete, daß der Vicedom erwachen sollte, betrachtete sie den Ort, wo sie sich befand. Die Kalkwände dieses Stalles waren weiß übertüncht und dem La-

ger gegenüber standen vier sehr schöne Schweizer Kühe an die Raufe gebunden.

Der Vicedom lag in einem Bette ohne Vorhänge. Ueberzüge und Laken waren von ungelbleichter Leinwand, und die Decke von grobem grünen Wollenzeug. Außerdem befanden sich in diesem Gemach zwei gewöhnliche Strohstühle und ein kleiner einfacher Tisch von Holz ohne alle Verzierung, auf welchem einiges braunes Töpfergeschirr stand, doch alles war sauber und reinlich. An den Wänden hingen an großen eisernen Nägeln rund umher Kupferstiche, wie man sie in Bauerhäusern und Schenken findet. Diese erkünstelte Einfachheit mitten in dem luxuriösen Paris hatte etwas belustigendes für die Gräfin, ohngeachtet ihrer trüben und ängstlichen Stimmung, in der sie diesen Besuch unternommen hatte. Der Sonderling wollte nicht erwachen; sie setzte sich daher nieder, um dessen Erwachen geduldig zu erwarten. Doch dieser Vorsatz war von keiner langen Dauer; nach einer Viertelstunde zerriß der Geduldfaden. Sie hustete leise — dann lauter — dann so stark als möglich; doch ohne Erfolg; da faßte sie den Entschluß, sich zu entfernen und sich von dem Cavalier, der unten an der ländlichen Treppe auf sie wartete, nach ihrem Wagen führen zu lassen, ohne ihm ein Wort davon zu sagen, daß sie den Vicedom nicht gesprochen, sondern, da sie ihn schlafend gefunden, verlassen habe. Sie führte ihren Vorsatz aus, und kam in das Hôtel ihres Vaters zurück, wo sich viele ihrer Freunde und Freundinnen aus Neugier versammelt hatten, um zu erfahren, wie ihr Besuch bei dem Sonderling abgelaufen sei. Sie erzählte ihr Abenteuer und man lachte nicht wenig darüber; nur ihr Vater äußerte große Unzufriedenheit mit ihrem Benehmen.

„Mich dünkt, Gräfin!“ sprach er sehr ernst und mit finsterner Miene, „Sie hätten sich gegen einen Mann von seinem Stande und Alter nicht so betragen sollen, zumal da er krank ist. Ich rath' Ihnen, noch einmal zu ihm zu fahren und das morgen.“

„Aber,“ antwortete sie mit dem süßesten Ton ihrer Stimme, und sah ihn mit ihren wundervollen Augen halb bittend halb muthwillig an, „wie soll ich's denn anfangen, ihn zu wecken?“

„Wenden Sie sich an den, der Sie bei ihm empfangen und die Honneurs gemacht hat; der wird schon wissen, was zu thun ist.“

„Was kann mir denn der alte Schläfer zu sagen haben?“

„Um dies zu erfahren, müssen Sie ihn und gleich morgen noch einmal besuchen. Ich rechne bestimmt darauf, daß Sie's thun werden.“

Der Marschall lenkte nun das Gespräch auf andere Gegenstände, blieb aber auffallend verstimmt. Die Anmuthung des Marschalls, daß die Gräfin ihren Besuch bei dem Vicedom wiederholen sollte, war dieser bis in den Tod zuwider; sie sagte zu ihrer Freundin, der Marquise v. Crequi: „es ist mir im hohen Grade zuwider, daß ich noch einmal zu dem Sonderling fahren soll. Es wird mir viele Mühe machen, ihm nicht ins Gesicht zu lachen, wenn ich mich in der albernen Lage einer Dame befinden werde, die ihm einen kindischen Eulenspiegelstreich gespielt hat, und mich beängstigt der Gedanke, der mich immer verfolgt, daß mir nach diesem Besuch etwas sehr trauriges begegnen wird. Ich würde lange nicht so ängstlich sein,“ schloß sie, „o wenn ich diesen wunderlichen Menschen an irgend einem andern Orte sprechen könnte, als in seinem verwünschten Hôtel, und meine Ahnungen haben mich selten betrogen.“

Die Gräfin sprach dies in einem so aufgeregten Zustande, daß ihre Freundin, die Marquise v. Crequi, beschloß, sich sogleich an ihren Gemahl, den Grafen Pignobello zu wenden, um durch ihr den zweiten Besuch seiner Gemahlin bei dem Vicedom zu verhindern.

Sie fuhr also sogleich zu ihm, und ließ sich melden. Borgelassen empfing er sie in seiner Bibliothek, beschäftigt mit seiner Sammlung päpstlicher Bullen, Abhandlungen über die Decretalien und Geschichtswerken über die Concilien; dies langweilige Studium war sein Steckenpferd. Die Aufnahme geschah mit vieler pedantischer Ceremonie und spanischer Grandezza. Der Marquise kostete es viele Mühe, ernsthaft zu bleiben. Sie sagte ihm indeß mit möglichster Fassung die Veranlassung ihres Besuchs, und wie es seiner Gemahlin, ihrer vertrauten und lieben Freundin, sehr peinlich sei, daß sie den Vicedom v. Poitiers noch einmal besuchen sollte, und der Marschall v. Richelieu

werde unstreitig nicht darauf bestehen, wenn er die Gewogenheit hätte, sich für seine Gemahlin zu verwenden.

Mit gemüthloser Indolenz schüttelte er den gepuderten Kopf und lehnte in einem schleppenden einförmigen Tone das Anliegen ab, wie ein Schulknabe, der sein ihm aufgegebenes Pensum hersagen muß, mit einem Schwall von stereotypen, leeren, conventionellen galanten Phrasen.

„So bitte ich wenigstens, Herr Graf!“ erwiderte die Marquise: „einen Aufschub des Besuchs der Frau Gräfin zu veranlassen. Der Herr Marschall muß nach Versailles, und bis zu seiner Rückkehr — eine Verzögerung von höchstens ein Paar Tagen — wird nichts verschlagen und wenigstens das Gute haben, daß die Frau Gräfin diesen Schritt minder aufgeregt thun kann.“

„Ich bin Ihnen für Ihre unaussprechliche Güte unendlich verbunden, Frau Marquise,“ sprach er mit so großer Feierlichkeit und Selbstgefälligkeit, als sollte er seine Stimme in einem Staatsrath geben; „und ich erkenne es sehr dankbar, daß Sie sich zu mir bemüht haben, als einen sprechenden Beweis Ihrer edelmüthigen Theilnahme, die Ihrem gefühlvollen Herzen so viel Ehre macht. Es bleibt auch gewiß sehr wünschenswerth, daß die Frau Gräfin, meine Gemahlin, was diesen Besuch betrifft, ganz nach ihrer Neigung handeln könnte, da ich nicht weiß, und Sie, Frau Marquise, es auch wohl nicht wissen, welcher Zweck bei diesem Besuch zum Grunde liegt und wir den Nutzen nicht einzusehen vermögen, der ihr daraus erwachsen kann; mir scheint es indeß sehr wünschenswerth, dem Herrn Marschall zu dem Vorwurf keinen Anlaß zu geben, als habe man sein Verlangen unbeachtet gelassen, und ich sehe kein Mittel, um Aufschub des Besuchs bis zu seiner Rückkehr zu bewirken. Wahrscheinlich wird er eine ganze Woche abwesend bleiben, und wenn während dieser Zeit der alte Herr stirbt, ohne die Frau Gräfin gesehen zu haben?“

„Welchen Vorwürfen würden wir Beide uns von dem Herrn Marschall aussetzen.“

Um allen ähnlichen Verwendungen zu Gunsten seiner Gemahlin zu entweichen, fuhr der Graf Pignobello am andern Morgen ganz früh nach Isle-Adam zu dem Prinzen v. Conty, um dort acht Tage zuzubringen. Da der Marschall schon

am folgenden Morgen nach Versailles fahren mußte, so unterließ seine Tochter einen Besuch, an den sie nur mit Schauern dachte.

Nach der Rückkehr des Marschalls war die erste Frage an seine Tochter: „wie ist der Besuch bei dem alten Poitiers abgelaufen?“

Die Gräfin gestand ihm, daß sie seinem Verlangen nicht genügt habe.

„Es ist also der Frau Gräfin nicht gefällig gewesen, meinen Auftrag zu erfüllen?“ sagte er in bitterer Ironie mit zornfunkelnden Augen.

„Mein Vater!“ stammelte sie mit zitternder Stimme, die zarten Hände, wie zum Gebete faltend.

Der Anblick der schönen Tochter, für die er doch im Innersten seines Herzens väterliche Zuneigung hegte, entwaffnete seinen Zorn. Ohngeachtet seiner frivolten Gesinnungen und seiner laxen Moral, war er doch mit Recht auf eine Tochter stolz, die allgemein bewundert wurde und die Alle an einem so sittenlosen Hofe wegen ihres reinen Lebenswandels auszeichneten, weshalb man ihrer makellosen Aufführung Gerechtigkeit widerfahren lassen und sie hochachten mußte.

„Herr v. Poitiers,“ sagte er in ruhigem Tone: „hat mir in meinen jungen Jahren einen so wichtigen Dienst geleistet, daß ich ihm Ehre und Leben zu verdanken habe. Hätt' er mich zu sprechen, so würd' ich augenblicklich zu ihm geeilt sein. Wahrscheinlich will er, aus Zartgefühl, mich nicht selbst wegen eines wichtigen ihm zu leistenden Dienstes in Anspruch nehmen, der vielleicht meinen Einfluß bei Hofe gefährden könnte, er wünscht daher mit Ihnen, meine Tochter, zu sprechen.“

Dies war kein leerer Vorwand, um die Gräfin zu diesem Besuch zu bestimmen. Der Marschall glaubte wirklich, daß sein alter Freund die Gräfin gewählt habe, um ihm etwas sagen oder ihn um irgend einen Dienst oder eine Gefälligkeit bitten zu lassen.

„Fahren Sie also wieder zu ihm,“ bat der Marschall freundlich und dringend; „er wird Ihnen wahrscheinlich Jemand empfehlen, für den er sich interessirt. In seiner Jugend war er tapfer, edelgesinnt und großmüthig, vor fünfzig Jahren das liebenswürdigste Wesen und noch heute denk' ich mit Rührung und Bewunderung an den Beweis aufopfernder Freundschaft, den er mir gegeben hat.“

Jetzt blieb der Gräfin nichts übrig, als den Besuch bei dem alten Sonderling zu machen.

Sie fand ihn, wie das erstemal, in seinem Stall. Dem Anschein nach lag er schon in den letzten Zügen; bei ihrem Anblick schien ihn aber neues Leben zu beseelen. Nachdem sich Herr v. Poitiers bei der Gräfin entschuldigt, daß er es gewagt, sie mit der Bitte, sich zu ihm zu bemühen, zu belästigen und seinen Dank für deren Gewährung abgestattet, wobei er zartfühlend ihres ersten Besuches mit keiner Sylbe erwähnte, ließ er sich ein Kästchen bringen. Er öffnete es, nahm Papiere heraus, und übergab sie der Gräfin, um sie zu lesen.


Es waren Briefe des verstorbenen Grafen v. Gisors an ihn, in ihnen sprach sich Freundschaft und das innigste Vertrauen des Grafen für Herrn v. Poitiers auf das herzlichste aus, und in allen war Septimia's erwähnt. Die Gräfin ersah daraus, wie heiß und unaussprechlich sie von dem Grafen v. Gisors geliebt worden, und in Worten, die den tiefsten Schmerz erreichten, beklagte er die Härte seines Vaters, des Marschalls v. Bellisle, gegen einen natürlichen Sohn, für den er nicht das Geringste thun wollte, weshalb er ihn seinem Freunde Poitiers auf das Dringendste empfehle. Im letzten Briefe standen die Worte:

„Ich werde aus diesem Feldzuge nicht zurückkommen, ich will und werde den Tod finden, den ich wünsche und suche. Ihnen empfehle ich Severin, er ist ein Sohn meines Vaters, sehen Sie ihn als mein Vermächtniß an. Ich bin überzeugt, daß ich dann über sein Schicksal beruhigt sterben kann.“

(Schluß folgt.)

### Das Begräbniß um Mitternacht.

(Fortsetzung.)

n dem Morgen, der bestimmt war, sein letzter zu sein, verließ Burleigh sein Lager zur gewöhnlichen Stunde und begab sich zu seiner Familie. Seine Gattin hatte sich so ernstlich unwohl

befunden, daß man es für nöthig hielt, eine Wärterin in ihrem Zimmer zu lassen, weshalb ein Bett für Burleigh in einem kleinen Gemach im ersten Stock bereitet war, welche sein Studirzimmer vom Wohnzimmer trennte. Als er aus jenem trat, fragte er mit seiner gewöhnlichen zärtlichen Theilnahme nach dem Befinden seiner Frau, und erfuhr mit Vergnügen, daß es besser mit ihr gehe; eine Nachricht, die seine Laune noch heiterer machte, als sie es ohnehin schon war. Man war soeben vom Frühstück aufgestanden, als die Ankunft des Sir James Denville gemeldet ward. Wie sonst fragte dieser nach dem Befinden des Burleigh'schen Ehepaars, bemerkte aber halb scherzhaft: daß es Heuchelei sei, ähnliche Wünsche für die Gesundheit Harriets zu äußern, der er — wohl verstanden, daß damit keine Gefahr verbunden sein müsse, immerhin ein kleines Unwohlsein gönne, damit sie Mitleiden mit Seelentranken empfinde und aus eigener Erfahrung lerne mehr für die Leiden anderer zu fühlen. Dann wünschte er Herrn Burleigh Glück zur Wiederherstellung der Gesundheit seiner Gattin, und meinte, eine kleine Ausflucht nach der Küste würde ihr wohlthätig sein, wobei er beklagte, daß er seine lieben Freunde nicht früher eingeladen habe, ihn auf einer Reise dorthin zu begleiten, die er im Begriff zu unternehmen stehe. Herr Burleigh dankte für diesen Beweis seiner Höflichkeit und fragte, wohin er zu gehen gedenke. „Ich will nur ein wenig längs dem Seeufer hinunter,“ antwortete er; „in Gesellschaft eines guten Freundes begeben ich mich heute nach Dover, von dort wollen wir nach Brighton, wo ich einen frohen Tag mit Ihrem Henry zu verleben hoffe; darauf besuchen wir alle kleinen angenehmen Plätze in der Nachbarschaft und gehen dann nach Portsmouth.“

Der Anwald wünschte ihm zu der vorhabenden Lustreise recht viel Vergnügen, Harriet that in einem kalthöflichen Ton dasselbe und verließ das Gemach. Sir James blickte ihr einen Augenblick lang schweigend nach, und schien in ein tiefes Nachdenken zu versinken. Herr Burleigh fragte, warum er plötzlich so gedankenvoll geworden sei. „Und das mögen Sie noch fragen, mein würdiger Freund,“ entgegnete Sir James, „wenn Sie sehen, wie kalt und verächtlich ich von der behandelt werde, die ich anbede? Aber es soll nicht immer so bleiben,“ fuhr

er mit Hefigkeit auf, schnell indeß seinen Ton wieder mildernd, fügte er hinzu: verzeihen Sie meine Lebhaftigkeit, Sie kannten mich von Jugend an und wissen, ich bin rasch und aufbrausend, da aber ein so wichtiger Preis als Ihre Tochter zu gewinnen steht, können Sie meine Wärme nicht verdammern. Möge sie mich fliehen, nie, nie werde ich dennoch die Hoffnung auf ihre Hand aufgeben, nie dem Glück entsagen, sie einst mein zu nennen" — Herr Burleigh beantwortete diese Aeußerung mit der ihm eigenen Artigkeit und bemerkend, daß die Zeit ja schon weit größere Wunder bewirkt habe, suchte er die Unterredung auf andere Gegenstände zu lenken. Der Baronet aber schloß Eile vor, nahm Abschied und eilte hinaus. Sein Reitknecht hielt in der Nähe, er sprengte mit den Pferden heran, der Baronet schwang sich in den Sattel, grüßte noch einmal mit der Hand und war nach wenigen Momenten vor Burleigh's Blicken verschwunden. Der Tag verging nun ruhig und still, der Abend war schön, und es ward für rathsam gehalten, daß Mißtreß Burleigh einen Spaziergang machen sollte; es war das erste Mal, daß sie seit Harriets Entführung das Haus verließ. Herr Burleigh zeigte ihr die Stelle, wo die Tochter von den Bösewichtern erfaßt worden war, so wie die, wo der großmüthige Unbekannte sie ihm wieder überliefert hatte. Wer aber Harriets Räuber gewesen waren, wer ihr Befreier, darüber lag noch immer des Geheimnisses dunkler Schleier ausgebreitet. Das thätigste Bemühen des Herrn Burleighs, die Schuldigen aufzufinden, war durchaus ohne Erfolg geblieben. Von dem Spaziergange zurückgekehrt, besprach sich der Anwalt mit seiner Tochter über die Bewerbung des Baronets, und wünschte zu wissen, ob sie noch immer auf ihren ersten Entschluß beharre. Ihre Antwort war, daß nichts vorgefallen sei, was sie zu einer Aenderung desselben hätte bewegen können; wie groß auch seine persönlichen Vorzüge, wie glänzend auch die Aussichten, welche diese Verbindung darböte, sein möchten, sie hoffte dennoch, ihr Vater würde ihr nie befehlen, den Baronet anders als einen Bekannten zu betrachten.

„Das werde ich nie, meine gute Tochter,“ entgegnete Burleigh, indem er Harriet in seine Arme schloß; da trat ein Diener herein, zu melden, daß die Abendtafel bereit sei. Nachdem diese auf-

gehoben war, erklärte der Hausherr, daß er sich zur Ruhe begeben wolle, denn er fühle sich mehr als gewöhnlich ermüdet, er würde indeß früh aufstehen, um, wenn das Wetter schön wäre, einen Spaziergang an den Ufern der Themse zu machen, auf dem ihn Harriet begleiten solle.

Herr Burleigh war ein Freund von Ordnung und Pünktlichkeit, und wenn man Geschäfte mit ihm hatte oder eine Lustparthie unternehmen wolle, war man gewiß, ihn schon einige Minuten vor der festgesetzten Zeit an Ort und Stelle zu finden. Zu dem Spaziergange am nächsten Morgen bestimmte er die sechste Stunde; und da Harriet beim Erwachen das schönste Wetter sah, verließ sie ihr Lager schon um 5 Uhr und war bald zum Spaziergang bereit. Entschlossen, den Vater im Garten zu erwarten, klopfte sie im Vorübergehen leicht an die Thür des Schlafzimmers. Im Garten angelangt, sah sie das Fenster seines Gemachs offen, und hoffte mit jedem Augenblick ihn kommen zu sehen. Aber es schlug 6 Uhr, er erschien nicht, und schon freute sich Harriet auf die scherzhaften Vorwürfe, mit denen sie den Vater rüchftlich seines Säumens überhäufen wollte. Sie klopfte an die Thür, aber erhielt keine Antwort; es schlug halb sieben, noch immer kam er nicht zum Vorschein; Harriet klopfte aufs Neue, aber ohne Erfolg. In der Meinung, er sei vielleicht ermüdet als gewöhnlich, wollte sie nicht laut anklopfen, um ihn nicht gewaltsam zu wecken, sie begab sich daher wieder in den Garten zurück; so kam die siebente und die achte Stunde heran, und immer hartete sie noch vergebens. Zu dem Spaziergang war es zu spät geworden, als aber nach zwei Stunden der Vater immer noch unsichtbar blieb, gerieth sie und die Mutter in lebhaftes Besorgniß, um so mehr, da jede Bemühung, den Schläfer zu erwecken, fruchtlos blieb. Die Angst der Familie stieg mit jedem Augenblick — sie wurde unerträglich, und es ward beschlossen, die Thür mit Gewalt zu öffnen. Dies geschah — und ein schreckliches Schauspiel bot sich ihren Blicken dar. Der Anwalt lag da, kalt — todt — mit Blut bedeckt, ein Dolch lag neben ihm. — Es ward nach einem Wundarzt geschickt, er kam, um der unglücklichen Mutter und Tochter Beistand zu leisten, erklärte

aber auf der Stelle, daß das Leben des Gatten und Vaters auf immer entschwunden sei. —

Die Aussagen der Diener, deren Verhör drei Tage darauf statt fand, waren ohne aufklärenden Erfolg. Endlich schien ein Papier, das man auf dem Tische des Anwalts fand, die Sache ganz aufzuklären; es war dem Anschein nach kurz vor der That geschrieben, es war mit Burleighs Namen unterschrieben und lautete:

An die, welche ich zurücklasse.

Das Leben ist mir eine unerträgliche Bürde geworden, die ich, nachdem ich sie so lange getragen, ein Recht zu haben glaube, von mir zu werfen. Ich erkläre dies hiermit, auf daß es kund werde, wie die Handlung, die ich zu begehen im Begriff stehe, mein eigenes Werk war, damit auf keinen andern Sterblichen der Verdacht dieses Verbrechens, wenn es anders ein solches genannt werden kann, falle, als auf mich — auf mich allein.

Georg Burleigh.

Alle Anwesenden lasen diese Zeilen mit Staunen und Entsetzen. Mehrere Zeugen erkannten die Handschrift für die des entseelten Anwalts, und so erklärten die Geschwornen einstimmig, daß Burleigh sich selbst den Tod gegeben habe, und als absichtlicher Selbstmörder zu betrachten sei. Dieser Ausspruch ward gehörig unterzeichnet, der Befehl gegeben, den Leichnam am Kreuzwege um Mitternacht einzuscharren, und alles Eigenthum des Verstorbenen, dem Befehl zufolge, zum Vortheil der Krone in Anspruch genommen.

Henry war indeß mit schmerz erfüllter Brust dem Häuschen zugewandt, welches die unglücklichen Seinigen bewohnten. Wohl begriffen, aber nicht beschrieben kann der Jammer werden, der seine Seele erfaßte, als er in das Zimmer trat und nun die leidende Schwester erblickte, die neben dem Lager der kranken verzweiflungsvollen Mutter weilte, und vergebens versuchte dieser einen Trost zu spenden, der ihr selbst fehlte. Henry vereinte seine Bemühungen mit denen Harriets und wenn die Geschwister unter dem eigenen Schmerze fast erliegen wollten, wurden sie in ihrem Elende von der kindlichen Pflicht aufrecht gehalten. So schwand eine Woche dahin, und nun erst erklärte der Arzt die

Todesgefahr, in der die Mutter geschwebt hatte, als vorüber. Während dieser Einsamkeit waren sie von keinem Besuche gestört worden, nur der Baronet, Sir James Denville, hatte sich einige Tage nach der unglücklichen Begebenheit eingestellt, der kummerbeschwerten Familie seine innige Theilnahme bezeigt, und jede Unterstützung angeboten, die zu leisten in seiner Macht stände. Die Leidenden hatten indeß, eingedenk seiner früheren Absicht auf Harriet, jene dankend abgelehnt, und er sich darauf wieder entfernt.

Der schwache Gesundheitszustand der Mutter bewog Henry, durchaus nicht mit ihr über die schreckliche Katastrophe zu sprechen. Was diese herbeigeführt haben konnte, wußte er sich eben so wenig als seine Schwester zu erklären. Beide waren überzeugt, daß hier ein schreckliches Geheimniß zum Grunde liegen müsse, der Baronet aber meinte, der Selbstmord wäre durch eine augenblickliche Geistesabwesenheit des Anwalts veranlaßt worden, wie er sie schon oft an seinem erblichenen Freunde bemerkt zu haben glaubte.

Wie dem nun übrigens auch sein mochte, Herr Burleigh war todt, und es war Henrys Pflicht, für Mutter und Schwester nach Kräften zu sorgen. Er bemühte sich daher, seines Schmerzes Herr zu werden, und begab sich, als die Mutter einigermaßen wieder hergestellt war, nach London, um durch Fleiß in dem Hause des Herrn Hanson seinen Erwerb zu vergrößern, und so die Seinigen zu unterstützen.

Hier ward er aber lange nicht so freundlich behandelt als sonst. Der Handelsherr sah in ihm nur noch einen gewöhnlichen Diener, nicht mehr den Sohn des reichen vielgeltenden Anwalts, und benahm sich gegen ihn mit großer Kälte. Nur Pierrepont, der schon erwähnte Kollege Henrys, der sich früher zurückhaltender gegen ihn benommen hatte, schien sich jetzt mit ungemeiner Freundschaft zu dem jungen Burleigh hinzuneigen, ein Benehmen, welches dem Letztern ungemein wohlthat, und bald ein vertrauliches Verhältniß zwischen den beiden jungen Leuten herbeiführte. Nur am Ende jeder Woche konnte Henry Mutter und Schwester besuchen; er verließ dann die Schreibstube am Sonnabend Nachmittag, und kehrte Montags früh in dieselbe zurück. Oft hatte er Pierre-



point ersucht, mit ihm die Seinigen zu besuchen, dies schlug Letzterer indeß immer aus. Er begleitete Henry gewöhnlich eine Strecke Weges, kehrte aber jedesmal vor dem Wohnorte wieder um, oder schlug einen andern Weg ein. Henry sah ihn dann immer ungern scheiden, aber seine dringenden Bitten, mit ihm zu gehen, blieben fruchtlos. Pierrepoint lehnte es jedes Mal auf das Bestimmteste von sich ab; er konnte zwar keine frühere Einladung vorschieben, aber er erklärte sich entschlossen, kein Störer in dem Heiligthum des Kammers sein zu wollen. „Aber meine Mutter und Schwester wünschen Sie kennen zu lernen,“ sprach Henry eines Tages, indem er, als Pierrepoint sich unfern der Hütte seiner Mutter losmachen wollte, ihn fast mit Gewalt fest hielt.

„Sie müssen mich entschuldigen, lieber Freund,“ erwiderte Pierrepoint, „ich will mich nicht in die Stille Ihrer Trauer drängen.“

„Die Meinigen würden sich freuen, Sie zu sehen,“ fuhr der junge Burleigh dringend fort, „mich verlangt darnach, Sie vorzustellen, Sie sollen meine Schwester kennen lernen.“

„Nein, nein,“ unterbrach ihn Pierrepoint heftig, „ich kann Ihre Schwester nicht sehen.“

Henry erstaunte über die Lebhaftigkeit, mit der diese Worte ausgesprochen wurden, aber er hatte keine Zeit, etwas darauf zu erwidern, denn ganz unerwartet traten Mutter und Schwester, die ihm entgegengegangen waren, aus einem nahen Gebüsch, und standen plötzlich vor den beiden Freunden. Pierrepoint verrieth bei ihrem Anblick eine Gemüthsbewegung, die Henry früher nie an ihm bemerkt hatte. Harriets schüchternes Wesen schwand plötzlich, sie eilte auf den Freund ihres Bruders zu und dessen Hand ergreifend, rief sie aus: „mein Retter, mein edler Befreier.“

Mit Entzücken erfuhren Henry und die Mutter nun, daß Pierrepoint es war, dem Harriet ihre Rettung aus Räuberhänden verdankte — daß er es war, der auf einer der Reisen für Herrn Hanson die edle That vollbrachte — Es war ein Augenblick der reinsten Freude, der erste seit dem traurigen Ende Burleighs.

Sie wollten ihren Wohlthäter nicht von sich lassen, indeß nur unter der Bedingung willigte er ein, ihr Gast zu sein, daß ohne seine Einwilligung

die Entdeckung dieser Stunde gegen niemanden erwähnt oder enthüllt würde. Henry wünschte eine Ausnahme zu Gunsten des Sir James Denville und einiger anderer, der Familie genau bekannter Freunde, hierin wollte Pierrepoint durchaus nicht willigen, und so ward denn die verlangte Zusage gegeben. Pierrepoint ging nun mit ihnen nach dem Häuschen.

„Warum,“ fragte Henry, als sich beide Freunde einen Augenblick allein befanden, „warum sagten Sie mir nicht, daß Sie meine Schwester schon früher sahen?“

„Weil ich,“ entgegnete Pierrepoint lebhaft, „weil ich sie liebte, als ich sie zuerst erblickte. Ich wollte ein Wesen nicht wieder schauen, das solche Gefühle in meiner Brust entzündete, und das ich doch nie besitzen konnte.“

„Zu keiner Zeit,“ erwiderte der junge Burleigh, „würde ein Bewerber von ihrer edlen Denkart von unserer Familie als ihrer nicht werth betrachtet worden sein. Jetzt ist leider nicht mehr ein Schatten von Vortheil aus einer Verbindung mit meiner Schwester zu hoffen.“

„Nichts mehr davon,“ rief Pierrepoint ihn unterbrechend, „ich kann ein solches Glück nicht hoffen. Ein verlassenes elternloses Geschöpf, wie ich, darf seine unwürdigen Blicke nicht zu einem solchen Himmel voll Schönheit erheben. Bei allem was heilig ist, ich würde nie ein solches Opfer begehren, noch dulden; ich hoffe, das Schicksal Ihrer Schwester werde glänzend sein wie ihre Reize, und halte mich überzeugt, daß Tage der Freude der Kummernacht folgen werden, welche jetzt ihre Seele umhüllt.“

Bald nach diesem Gespräch kehrten beide jungen Leute nach London zurück. Nach einigen Tagen mußte Pierrepoint in Geschäften des Hauses verreisen; Henry aber ward fortan von seinem Prinzipal mit einer immer mehr überhand nehmenden Kälte behandelt, die fast an Unanständigkeit grenzte, und da ihm durch einen Bekannten zu dieser Zeit eine Stelle in einem Handlungs Hause zu Hamburg angetragen ward, beschloß er, diese Aussicht, die Seinigen kräftig unterstützen zu können, nicht vorüber zu lassen und nahm den Antrag an, indeß um jedem unangenehmen Forschen und Fragen über das traurige Schicksal seines Vaters zu

entgehen, nahm er während seines Aufenthalts in Deutschland den Namen Henry als Familiennamen an. Er machte sich auf den Weg, und zu Harwich angelangt, bestieg er ein segelfertiges Schiff, das ihn bald von den brittischen Küsten forttrug. Es waren nur wenige Passagiere an Bord, die mehrentheils zuviel von den eigenen Angelegenheiten zu schwagen hatten, als daß sie von dem Jüngling Notiz genommen hätten; nur ein Mann saß, wie er, abgesondert und schweigend da. Dieser Reisende war von hohem Wuchs, hatte ein kriegerisches Aeußere, und zeigte ein anständiges Benehmen. Er war bejahrt, aber sein dünnes Haar war von der Hand der Zeit noch nicht gebleicht worden, und seine dunkle Gesichtsfarbe gab seinen Kühnen befehlenden Zügen einen noch gebietenderen Ausdruck; mit flammenden, durchbohrenden Blicken, schien er Henry zu beobachten. Beide saßen in der Kajüte einander gegenüber, etwas entfernt von den übrigen Passagieren, und Henry fühlte sich nicht geneigt, das Schweigen zu unterbrechen, welches sein Reisegefährte behauptete. Dieser schien ein Invalide, sein rechtes Bein war mit Binden umwunden, und zwei Krücken lagen neben ihm. So saßen sie mehrere Stunden lang schweigend da; der Unbekannte, dem Anschein nach fast immer in ein schwermüthiges Sinnen versunken, warf nur dann und wann einige Blicke rund um sich her, so, als suche er ängstlich zu erforschen, ob auch irgend etwas in seinem Benehmen die Aufmerksamkeit der übrigen Passagiere rege gemacht habe. Endlich zog er einen kleinen Gegenstand aus seiner Westentasche, sinnend betrachtete er denselben mit einem Ausdruck bitteren Kummers, ein bitterer Seufzer entstieg dabei seiner Brust, er fuhr zusammen, so als erschrecke er über diesen Zufall, und war eben im Begriff, dasjenige rasch zu verbergen, was er in seinen Händen hielt, als plötzlich eine Bewegung des Schiffs eine der neben ihm stehenden Krücken umwarf. Er bemühte sich sie aufzuhalten, dabei aber entfiel der Gegenstand, den er verstecken wollte, seinen Händen und rollte auf den Boden dahin. Er versuchte aufzuspringen, um sich seiner wieder zu bemächtigen, der Schmerz aber, den ihm diese Anstrengung verursachte, nöthigte ihn, stehen zu bleiben und sich auf die andere Krücke zu stützen, Henry sprang hinzu, erfaßte das, was dem Unbe-

kannten entfallen war, und erkannte, wer malt sein Erstaunen, seiner eigenen Mutter — ein Portrait, welches er früher oft gesehen zu haben sich erinnerte, und das seinem verewigten Vater ungemein theuer gewesen war. In der Bestürzung des ersten Augenblicks starrte Henry das Bild an, vergessend, daß der Unbekannte, dessen Eigenthum es war, die Zurückgabe erwartete; da brach dieser zum erstenmal das Schweigen, indem er den Jüngling in verweisendem Tone fragte: „ist es Ihre Absicht, das Bild seinem Eigenthümer zurückzugeben, oder wollen Sie es vielleicht behalten?“

„Ich bitte um Verzeihung, mein Herr!“ entgegnete Henry, indem er das Portrait dem Unbekannten hinreichte; „die Züge dieses Bildes haben für mich etwas so ungemein anziehendes, daß ich nicht umhin konnte, Ihre Geduld einige Augenblicke auf die Probe zu stellen.“ Der Fremde nahm das Portrait schweigend aus den Händen des Jünglings, verbarg es wieder in seine Westentasche, richtete noch einige durchdringende Blicke auf Henry und versank dann wieder in sein schwermüthiges Nachsinnen. Anfangs war es unserm Helden durchaus unerklärbar, wie der Unbekannte in den Besitz des Portraits seiner Mutter gelangen konnte, bald aber fiel es ihm ein, daß es vielleicht in dem öffentlichen Verkauf erstanden sein könne, der mit dem Nachlaß seines Vaters statt gehabt hatte; und nur die besondere Aufmerksamkeit, die sein Reisegefährte dem Bilde schenkte, blieb ihm noch ein Räthsel.

Nach einer Reise von zwei Tagen sahen sie den Leuchtturm und die Kirche von Helgoland und landeten an dem Ufer der Insel. Henry folgte dem Beispiele der übrigen Passagiere, die sich beeilten, den Berg zu erglimmen, als er, sich umblickend, gewahrte, daß Brinkmann, so nannte sich der Invalide, weit hinten zurückgeblieben war, und Halt gemacht hatte, weil er mit seinen Krücken nicht weiter konnte. Er eilte auf ihn zu und fragte, ob ihm etwas fehle.

„Nein!“ war die kurze Antwort des Invaliden.

„So haben Sie vielleicht Schmerzen?“ fragte Henry weiter.

„Ja wohl,“ entgegnete Brinkmann, „und ich bin schwach genug, ihnen zu unterliegen.“

„Kann ich Ihnen Beistand leisten?“ fragte Henry.  
 „Warum sollten Sie das mehr als die anderen Gefährten,“ antwortete der Krüppel, „gehen auch Sie nur Ihren Gang, und lassen Sie mich allein sehen, wie ich weiter komme.“

„Aber,“ fuhr der Jüngling fort, „es würde mir Freude gewähren, Sie zu unterstützen; lehnen Sie sich auf mich, bis Sie eine bessere Stütze finden.“

„Sie sind ein närrischer junger Mann,“ entgegnete Brinkmann, „daß Sie sich mit den Leiden Anderer beschweren wollen; indem Sie so handeln, opfern Sie ja die wenige Bequemlichkeit auf, die Ihnen selbst zu Theil geworden. Kommen Sie einmal in meine Lage, Sie werden niemand finden, der Ihnen Hülfe anbietet.“

„Dann wird es mir wenigstens Trost gewähren, die Unbarmherzigkeit anderer nicht verdient zu haben,“ versetzte der Jüngling. „Meine Leiden werden mir dann nur als ein Unglück, nicht aber als eine gerechte Strafe erscheinen.“ Brinkmann hatte schon Anstalt gemacht, sich auf Henry zu lehnen, bei dessen Worten aber fuhr er zusammen, und wies nun die Unterstützung mit finsterner Entschlossenheit zurück, indem er rief:

„Weg, weg von mir! — ein solcher Beistand taugt nichts für mich!“

Henry, so zurückgestoßen, sah nun wie sich der Invalide mit der größten Anstrengung vorwärts bewegte, und kaum die hölzernen Stufen hinan klimmen konnte, die zu den oben auf den Bergen liegenden Häusern führten. Der Jüngling blieb noch eine Weile stehen, erwartend, ob der mürrische Krüppel nicht endlich seine Dienste verlangen würde. Da er aber in den finstern Blicken desselben durchaus keine Aufmunterung fand, seine Hülfe aufs neue anzubieten, sondern darin vielmehr einen Ausdruck von Verdruß zu bemerken glaubte, daß er einen Zeugen seiner Schwäche um sich habe, hörte er auf nach dem Leidenden zu sehen, und schritt vorwärts. Oben angelangt erkundigte er sich rücksichtlich der Uebereinfahrt nach Cuxhafen und vernahm, daß wegen der südöstlichen Winde zwar mehrere Bote von der Elbe gekommen wären, von hieraus aber dorthin keines habe unter Segel gehen können. Nun aber sei der Wind umgegangen, und die Post würde noch um drei Uhr Nachmittags absegeln. Sich über diesen glücklichen Zufall freuend, wandte er die ihm

übrige Zeit an, die Insel zu besehen; — die engen Gänge, welche in Helgoland Straßen genannt werden, verlassend, schlug er den Weg nach der Südseite ein, wo er die romantische Schönheit der Klippen und abgerissenen Felsstücke bewunderte, diese grotesken ungeheuren Massen, die bei hohem Wasser von den Wellen des Meeres umspült werden. So einsam vor sich hinwandernd, nahte er sich dem Abhange des Felsens, von dem er indeß noch zu fern war, als daß er Vorsicht beim Weitergehen für nothwendig gehalten hätte; da rief ihm plötzlich eine Stimme in einem gebietenden Tone zu: „zurück, zurück.“ Er wandte sich, und erkannte den Invaliden, der, als er sah, daß der Jüngling auf seine Worte nicht zu achten schien, mit Heftigkeit seine Warnung wiederholte, indem er ausrief: „zurück, zurück! — hören Sie denn nicht?“

Henry gehorchte diesem, dem Anschein nach unnöthigen Befehl, und näherte sich dem Sprecher. Kaum aber war dies geschehen, als auch die Felsenecke, wo er gestanden hatte, sich losriß, und er sich überzeugte, daß er, wenn er einige Augenblicke gezögert hätte, dem Gebot des Invaliden Folge zu leisten, ohnfehlbar mit in die Tiefe gestürzt wäre. „Ein unvermeidlicher Tod würde ohne Ihr Dazwischentreten mein Loos gewesen sein,“ sprach Henry, indem er die Hand des Krüppels dankbar drückte. „Ich sah,“ entgegnete Brinkmann, „daß Sie auf unsicherm Grunde standen.“ Die rothe und blaue thonartige Erde, aus der mit Sandstein gemischt diese Klippen bestehen, bricht oft schnell zusammen. Man kann diese Insel nicht umwandeln, ohne die Schnelligkeit zu bewundern, mit der solche Losreisungen stattfinden, und selten nur vergehen zehn Minuten, ohne daß man einen neuen Beweis erhält, wie dieses Felseneiland nach und nach zusammenfällt, so daß es vielleicht nach einigen Generationen nichts mehr als eine Sandbank sein dürfte! — Brinkmann wollte Helgoland mit derselben Schiff Gelegenheit verlassen wie Henry, und es ward Zeit sich an Bord zu begeben; sie schifften sich nun nach der Elbe ein. Wind und Flut begünstigten die Fahrt, und so langten sie schon um neun ein halb Uhr Abends vor Cuxhafen an.

Seit der Abfahrt von Helgoland hatte Brinkmann fast kein Wort gesprochen, er war in tiefe Gedanken versunken, und diese schienen von schwer-

müthiger Art, wie ein oft wiederholter dumpfer Seufzer, der dann und wann seiner Brust entstieg, genugsam bezeugte. Als man landete, bot Henry dem Invaliden auf neue seinen stützenden Arm an, und dieser ward nun nicht länger zurückgewiesen. Für fünf und zwanzig Mark brachte ein Boot die beiden Reisegefährten nach Hamburg. Henry folgte dem Invaliden in ein Gasthaus, wo dieser seine Tochter und ihre Erzieherin fand, die er dorthin beschieden hatte. Die Tochter war entzückt, ihren Vater nach einer Abwesenheit von mehreren Monaten wieder umarmen zu können, und dieser vergaß in der Freude des ersten Wiedersehens auf eine Zeit das feierlich ernste Benehmen, welches er beobachtet hatte. Der Anblick der Wiedervereinigten ergriff unsern Henry ungemein, Thränen füllten seine Augen, als er auf die Scene des Entzückens schaute. Er gedachte, wie er einst gehofft hatte, sich eines ähnlichen glücklichen Moments erfreuen zu können, und wie alle seine Hoffnungen mit einem einzigen furchtbaren Schlage zertrümmert worden waren. Bei dieser Erinnerung sank der Kummer schwer auf seine Seele nieder.

Auf die schöne Luise blicken, ihrer Silberstimme horchen, war eine Beschäftigung, die unser Henry den ganzen Tag hätte fortsetzen können, wenn er nicht bedacht hätte, daß andere Dinge seine Aufmerksamkeit in Anspruch nähmen. Auch Brinkmann war entschlossen, seine Reise fortzusetzen. Es forderte eine Entschlossenheit, der Henry kaum fähig war, Brinkmann ohne große Gemüthsbewegung abreisen zu sehen und den letzten Blick auf die reizende Gestalt der liebenswürdigen Tochter zu werfen. Sie hatten ihn zu sich nach Leipzig eingeladen, wo sie zu wohnen gedachten. Das seltsame Benehmen, welches Brinkmann bei dem Bilde seiner Mutter gezeigt hatte, war noch lebhaft in der Erinnerung des Jünglings, der in seinen Unterredungen mit dem Invaliden mehrere Male vergebens bemüht gewesen war, das Gespräch wieder auf diesen Gegenstand zu lenken. Jetzt, da er sich vielleicht auf immer von ihm trennen sollte, hätte Henry gern noch einmal versucht, den Schlüssel dieses ihm unerklärbaren Räthfels von ihm zu erhalten, aber das Benehmen des Invaliden bei seinen früheren Fragen in dieser Rücksicht lähmte seine Zunge.

Während dieser Ereignisse mit Henry waren

die Angelegenheiten seiner in England zurückgelassenen Angehörigen in manche Verwirrung gerathen.

Als Henry England verließ, war sein Freund Pierrepoint auf einer Reise begriffen; dieser war nicht wenig erstaunt, als er bei seiner Rückkunft den jungen Burleigh nicht mehr in dem Hause des Herrn Hanson fand. Er erfuhr bald, weshalb er es verlassen habe und machte in seinem Unmuth dem Handelsherrn Vorwürfe über sein Benehmen, wodurch auch seine Entfernung aus dem Hause herbeigeführt wurde. So genöthigt, sich nach einer neuen Stelle umzusehen, beschloß er einen Mann, Namens Jackson, aufzusuchen, der sich von Jugend auf seiner angenommen und für ihn gesorgt hatte, so daß ihn Pierrepoint, der seine Eltern nie gekannt hatte, oft für seinen Vater hielt, obgleich ihm dieser Gedanke eben keine Freude gewährte, denn Jackson war ein roher ausschweifender Mensch. Bevor Pierrepoint indeß zu ihm ging, eilte er nach Richmond, in der Absicht, Erkundigungen von Henry einzuziehen. Dieser Zweck, so überredete er sich selbst, führe ihn allein dorthin; vielleicht aber hatte die Hoffnung, Harriet wieder zu sehen, den meisten Theil an dieser Reise; wenigstens schien, als er das Häuschen erreichte, die Nachricht, daß Miß Burleigh allein sei, ihn eben nicht zu betrüben. Pierrepoint erfuhr von ihr, daß sie und ihre Mutter im Begriff wären, der Einladung eines alten Bekannten ihres Vaters zu folgen, und ein Paar Monate in Leicestershire zuzubringen. Er bat sie, ihn, sobald sie etwas von Henry erfahren würde, auf der Stelle davon zu unterrichten, um ihn in den Stand zu setzen, an denselben schreiben zu können. Dann wollte er sich entfernen, aber das Abschiedswort über seine Lippen zu bringen, wurde ihm unendlich schwer; er stand einige Minuten schweigend da, so als sinne er nach, ob er auch nichts vergessen habe, endlich begann er:

„Es kann lange Zeit vergehen, Miß Burleigh, ehe ich das Vergnügen haben werde, Sie wieder zu sehen.“

Ein Ausruf des Erstaunens war Harriets Antwort, und er erzählte nun die Umstände, unter welchen er das Haus des Herrn Hanson verlassen hatte.

Dann fuhr er fort: „und wenn es nun lange währen sollte, ehe wir uns wieder sehen, darf ich hoffen, daß Sie sich in der glücklichen Zukunft, die Ihnen ohnfehlbar der Himmel schenken wird, dann

und wann des unbedeutenden Pierrepoin's erinnern werden?" Es lag eine Schwermuth in seinem Ton, welche Harriet bewegte, und sie erwiderte ohne Zögern: „Ihrer mit Achtung und Bewunderung zu gedenken, fordert schon allein die Dankbarkeit; im Unglück wird kein Name tröstender sich meiner Erinnerung nahen, im Glück kein Freund mir willkommen sein.“

„Ich danke Ihnen von ganzen Herzen,“ entgegnete Pierrepoin, „mein Ehrgeiz macht auf keinen größern Titel Anspruch, als auf den, den mir so eben Ihre Güte ertheilte.“

„Den Mann, der uns einen wichtigen Dienst leistete, Freund nennen, heißt nur gerecht, nicht gütig sein,“ entgegnete Harriet.

„So sage ich Ihnen denn Lebewohl,“ nahm Pierrepoin das Wort. „Aber bevor ich mich entferne, hätte ich noch eine Bitte. Versprechen Sie mir, während der Abwesenheit Ihres Bruders, sobald Sie den Rath und die Unterstützung eines Mannes bedürfen, mich als seinen Repräsentanten zu betrachten. Sollten irgend Umstände eintreten, die Sie die Gegenwart ihres Bruders wünschen ließen, dann denken Sie an mich, so lange ich athme, wird es mein größtes Glück sein, Miß Burleigh als Bruder zu beschützen, zu vertheidigen.“

„Schlechte Anerkennung Ihrer Großmuth wäre es,“ erwiderte Harriet, „wollte ich neue Opfer von Ihnen begehren.“

„Schlagen Sie mir diese erste, diese einzige Bitte nicht ab,“ fuhr Pierrepoin dringender fort. Fern sei der Gedanke von mir, daß Sie je meine Hülfe bittend in Anspruch nehmen sollten. Nur einige Zeilen — Ihr Name allein — ja die Anfangsbuchstaben desselben von Ihnen geschrieben, werden hinreichen, mich auf der Stelle dorthin zu bescheiden, wo Sie meiner bedürfen.“

„Ihre Bitte scheint mir etwas seltsam,“ erwiderte Henrys Schwester mit einem Lächeln; „wenn Sie eine Mittheilung von mir empfangen, hoffe ich, wird sie mehr als Anfangsbuchstaben meines Namens enthalten. Ich denke ich werde das Vergnügen haben, Ihnen angenehme Kunde von meinem Bruder zu senden.“

„Sie wollen mir also nicht versprechen?“ —

„Ich verspreche nicht, aber ich schlage Ihre Bitte auch nicht ab.“

„Ihr Versprechen, Ihr Versprechen will ich,“ bat Pierrepoin dringend.

„Nun gut denn, so gebe ich es Ihnen.“

„Dank, Dank, tausend Dank,“ rief Pierrepoin entzückt, „und nun leben Sie wohl!“

Indem er diese letzten Worte sprach, erfaßte er Harriets Hand, die den innigen Druck der Seinen sanft erwiderte. Er wollte die ihre an seine Lippen drücken, aber er bekämpfte die Wärme, welche diese Bewegung veranlaßt hatte, ließ ihre Hand los und eilte zur Hütte hinaus, ohne es zu wagen, noch einmal seine Blicke zu dem reizenden Mädchen zu erheben, das er nicht lieben wollte, das ihn aber dennoch fast zur Anbetung zwang.

Nach langem Suchen fand er endlich in dem Städtchen Derby den Mann, den er zu finden wünschte; er entdeckte ihm seine Lage. „Dir muß geholfen werden,“ sprach Jackson, „was meinst Du zu einer Sekretairstelle bei einem Herrn von Bedeutung hier in der Nachbarschaft?“

„Wäre denn eine solche zu erhalten?“ fragte Pierrepoin.

„Das überlasse nur mir,“ erwiderte Jackson; „kaum acht Tage sind es, seit ich hörte, daß Sir James Denville eines Sekretairs bedürfe.“

„Sir James Denville?“ wiederholte Pierrepoin erstaunt.

„So sprach ich,“ entgegnete Jackson, „was weißt Du von Sir James Denville? Sprich, was weißt Du von ihm?“ Jackson that diese Frage mit einer ängstlichen Neugier.

„Ich weiß nichts von ihm,“ antwortete Pierrepoin, „da ich mich aber mit dem jungen Burleigh in einem und denselben Hause aufhielt, hörte ich oft seinen Namen nennen.“

„Ja, ja, ich erinnere mich,“ fiel Jackson ein, „ich erfuhr, daß Henry Burleigh sich bei Hansons befinde. Davon aber mußt Du schweigen; Sir James mag niemand um sich, der etwas von dem jungen Burleigh weiß; Deiner Bekanntschaft mit diesem erwähne daher nicht, eben so wenig, daß Du mich schon lange kennst. Ich werde Dich nur als einen jungen Mann vorstellen, den ich hier kennen lernte, und ich weiß gewiß, daß er mich nicht durch eine abschlägige Antwort beleidigen wird.“

(Fortsetzung folgt.)

## Mailieder, von Adalbert Mittau.

### I.

Wie der liebliche, lustige Frühling sprang  
 Wohl über den Rhein,  
 Da kam auch der Liebe mächtiger Drang  
 In's Herz mir hinein.  
 O, Du schöne, liebeblühende Welt!  
 Ich hab' mir ein Plätzchen, ein Schätzchen bestellt,  
 Zu ruhen, zu kosen in heimlicher Ruh,  
 Zum Jubeln, zum Küssen, zum Weinen dazu.  
 O Liebe, in's Herz nur hinein.

Es rauschen und wogen die Wasser all  
 Bei Tag und bei Nacht;  
 Und es klingen und singet der Liebe Schall  
 In ewiger Nacht.  
 O Du Liebeszeit, o du Lenzeszeit!  
 Die Welt mir zu enge, das Herz mir zu weit!  
 O Du blühender, glühender, herrlicher Mai!  
 O Du selige, himmlische Melodei,  
 O Liebe, in's Herz mir hinein!

### II.

Der Frühling ruft mit heißem Kusse  
 Die blauen Veilchen wieder wach,  
 Und schlägt dem Winter zum Verdrusse,  
 Muthwillig ihm ein Schnippchen nach.  
 Die Lerchen jubeln in der Luft:  
 O Sonnenschein, o Waldesduft!

Im Frühling blühen und glühen die Rosen,  
 Das junge Leben drängt und sprüht,  
 O selig, wem zu treuem Rosen  
 Im Lenz ein herz'ges Blümchen blüht.  
 Denn Liebeslust und Frühlingschein  
 Die müssen bei einander sein.

Und dann, ihr Brüder, trinkt der Reben,  
 Der deutschen Reben glühend Blut.  
 O Frühlingswonne, neues Leben,  
 O Liebeswonne, Herzensgluth!  
 Wer dann die schöne Welt nicht preist,  
 Verdient, daß er Philister heißt!

### III.

Wie ich nach bangem Traume  
 Am frühen Morgen erwacht,  
 Da lagen draußen die Auen  
 In sonniger Frühlingspracht.

Da war der Lenz gewandert  
 In's Land wohl über Nacht,  
 Und hatte dem alten Winter  
 Keck in's Gesicht gelacht.

Da bin ich hinabgestiegen  
 In meines Herzens Schacht,  
 Und habe beim Gruß der Lerchen  
 Die Mailieder erdacht.

## Waldlied.

Ein Eichenbaum steht im grünen Wald  
 In tiefer, traulicher Stille,  
 Das stolze, mächtige Haupt umwallt  
 Von grünen Locken die Fülle.

Und unten rauscht im dunklen Moos  
 Ein Quell, von Blumen umheget,  
 Der riß sich fest aus der Berge Schoos  
 Und hat sich in's Grüne geleet. —

Wie hab' ich oft dem Lied gelauscht  
 Und seinem Tone, dem leisen,  
 Der von der Eiche herniederrauscht  
 Mit wehmutherfüllten Weisen.

Fort trug der Quell die Melodei  
 Auf seinen tanzenden Wellen,  
 Die immer fort und immer neu  
 Am Baume vorüberschwellen. —

Die Eiche sang von stolzer Zeit  
 Und klagte, daß sie vergangen;  
 Der Quell von junger Liebe Leid  
 Und ihrem süßschmerzlichen Bangen.

Mir drang der Quelle Lied in's Herz  
 Wie wundersüßes Ahnen;  
 Doch heiß aufregte der Seele Schmerz  
 Der Eiche tiefdräuendes Mahnen. —

Nun ist es Winter, nun starrt der Wald,  
 Nun trauert die fröhliche Quelle,  
 Nun ist vom blinkenden Eis umballt  
 Der Tanzenden munt'res Gefälle. —

Ach weh! mein Herz ist auch so kalt,  
 Der Lenz ist ihm entflohen,  
 Der Quelle Lied, es ist verhallt,  
 Verhallt in Sturmes Wogen.

Doch laut und immer lauter mahnt  
 Der Eiche finst'res Klagen; —  
 Sei still! der Weg ist angebahnt  
 Zu schönern, lichten Tagen.

Max Holbau.

## O laß den Hauch des Frühlings ein.

O sieh, der Frühling kommt herbei:  
Schaff, daß Dein Herz auch Frühling sei!  
Ihm öffnet Alles Thor und Thür  
Und spricht: o komm zu mir, zu mir!  
Und ist das Herz auch noch so klein,  
Den Hauch des Frühlings läßt es ein.

Die Aue prangt im Ostergrün;  
Wohin Du siehst, ist neues Blühn.  
Frisch quillt hervor der neue Quell,  
Das Bächlein rieselt so freudig hell,  
Und munter plätschern Fische drein:  
O laß den Hauch des Frühlings ein!

Die Kinder jubeln auf dustendem Feld:  
Wie herrlich ist die junge Welt!  
Die Jungfrau wallt in sel'ger Lieb':  
O seht, der Lenz schon Blüthen trieb!  
Der Greis selbst, stumpf dem ird'schen Sein,  
Läßt noch den Hauch des Frühlings ein.

Und frei zieht aus in neuer Lust  
Der Bursch'; ihm schwillt so hoch die Brust.  
Und wie er kommt in den lachenden Wald,  
Von den maitigen Zweigen es zwitschert und schallt:  
Willkommen im Norden, lieb' Vöglein mein!  
Ließt ihr auch den wonnigen Frühling ein?

G. Gottfried.

## Feuilleton.

**Die Guineen.** Das Wort Guinee (Guinea) zur Bezeichnung der bekannten englischen Goldmünze, verdankt seinen Ursprung einem Umstande, der Glanz auf die englische Seemacht wirft. Im Jahre 1666 wurde der ausgezeichnete Admiral Sir H. Holmes mit einer starken Abtheilung der Flotte an die holländische Küste gesandt, wo er das Glück hatte, 160 reichbeladene Handelsschiffe zu nehmen oder zu zerstören, die zum Theil Goldbarren und Goldstaub von Cape Coast Castle, einer holländisch-afrikanischen Niederlassung, an Bord hatten. Diese reiche Beute wurde in Goldstücke gemünzt, welche den Namen Guinea von der Gegend erhielten, aus welcher das dazu verwendete Gold gekommen war. — Um diese Zeit erhielten die englischen Kupfermünzen zuerst die Figur der Britannia zu Ehren der Miß Stuart, einer der berühmtesten Schönheiten Karls II. und man versichert, diese Britannia sei im Anfange jener Dame ganz ähnlich gewesen.

**Sonderbarer Gebrauch.** Wenn bei den Franken ein leibeigener Mann verstorben war und keine Habe hinterließ, wovon die Obrigkeit bezahlt werden konnte, so hat man dem Verstorbenen die rechte Hand abgehauen. Dieses Gesetz soll zuerst Kaiser Karl im J. 1091 abbestellt haben.

**Muster von Beredsamkeit.** Der so bewunderte Lamartine hielt an Armand Marast's Grabe eine lange hochtönende Rede, die in vielen Zeitungen zu lesen war. Diese Rede schloß mit den Worten: „Er hat an Gott und das Volk geglaubt. Das Volk hat ihn betrogen, Gott wird ihn betrügen! Beten wir für seine Seele.“

Welch einen Begriff muß dieser Redner von Gott haben, die letzten fünf Worte auf ihn anzuwenden, erfordert die Menschenliebe.

— ch —

**Moriz**, Kurfürst von Sachsen, pflegte zu sagen: „wenn mein Hemd mein Vorhaben wüßte, ich wollte es ausziehen und verbrennen!“

Auf der Insel Malta werden am grünen Donnerstage die feierlichen Prozessionen della passione gehalten, bei denen man Büßende von beiden Geschlechtern sieht, die, um Gelübde zu lösen, zuweilen zentnerschwere Lasten nach sich schleppen.

**Wien.** Eine alte Wirthshausrechnung vom Jahre 1709, aus dem Matschakerhof in Wien, enthält Folgendes: „für Speisen und Getränke, Nachtquartier und Bedienung durch 42 Tage, für sechs Personen und den Herrn Bürgermeister Welper aus Salzburg baar erhalten 27 Gulden und 2 Kreuzer Trinkgeld für das Hauspersonal, welches mit dem unterthänigsten Danke hiermit bescheinigt wird. Auracher, Oberkellner.“ Wenn der Herr Bürgermeister jetzt mit 6 Personen in Wien sich einquartieren und 2 Kreuzer der Dienerschaft großmüthig überlassen wollten — jetzt ginge das nicht mehr.

**Ein Proßchen von Lessings Zerstretheit.** Lessing hatte einst einen Diener, dessen Treue man ihm verdächtig machen wollte. Lange wollte er keinen Argwohn bei sich aufkommen lassen; endlich beschloß er indessen, den Menschen auf

die Probe zu stellen, und erzählte seinem Freunde, er habe Geld auf dem Tische liegen lassen, um zu sehen, ob der Diener etwas davon nehmen würde. „Haben Sie sich aber auch aufgeschrieben, wie viel Sie hinlegten?“ fragte der Freund, der Lessing's Zerstreutheit kannte. Lessing sah ihn betroffen an; es zu zählen, hatte er vergessen.

Newton hatte einst von einem auswärtigen Gelehrten ein treffliches Prisma geschickt bekommen und er ging daher selbst, damit es nicht beschädigt würde, es vom Zollhause abzuholen. Die Beamten fragten ihn, was es werth wäre. Newton, der nur an den Nutzen dachte, den er für seine Experimente daraus ziehen wollte, und das Weltall besser kannte, als die Zollgesetze, antwortete: „Der Werth ließe sich gar nicht bestimmen; das Prisma sei unendlich kostbar.“ Die Beamten nahmen ihn beim Worte, und ließen ihn eine ungeheure Abgabe erlegen, da er, wenn er sich auf das Gewicht des Glases berufen hätte, mit einem halben Schilling davon gekommen wäre.

Herder pflegte sich mit seiner geistreichen Gemahlin und seinem Sohne zu necken, wobei Letzterer immer mit seinem Vater Partei gegen die Mutter nahm. Einst sagte Herder: „Jeder von uns muß einen Vers machen, ehe er ein Glas Wein erhält.“ Die Bedingung wurde angenommen und Herder fing an:

„Ich wollt', ich wär' ein Wald,  
Darin der Donner hallt,  
Die Guten wollt' ich decken,  
Die Bösen wollt' ich schrecken.  
Ich wollt', ich wär' ein Wald,  
Darin der Donner hallt.“

Seine Gemahlin fuhr fort:

„Ich wollt', ich wär' ein' Ficht',  
Die sich gen Himmel richt't,  
Mit himmlischen Ideen  
Wollt' ich Dich dann umwehen.  
Ich wollt', ich wär' ein' Ficht',  
Die sich gen Himmel richt't.“

Der noch nicht zehnjährige Knabe schloß hierauf die Reimversuche mit Folgendem:

„Ich wollt', ich wär' ein Spaz  
Und säß auf einem Ast;  
Dem Vater wollt' ich was pflücken,  
Die Mutter wollt' ich etwas picken,  
Ich wollt', ich wär' ein Spaz  
Und säß auf einem Ast“

Auf dem Theater zu Bordeaux benutzten kürzlich 2 Choristinnen das Zankchor im dritten

Akte der Hugenotten zu sehr ernstlichen Ausbrüchen ihres gegenseitigen Hasses, in dem sie sich tüchtig mit Fäusten und Nägeln traktirten. Der Grund hierzu war nicht religiöser Fanatismus, wie er der Scene zum Grunde liegt, sondern ein jugendlicher und hübscher Colloge.

#### Krähwinkelspatriotismus.

„Stets lobt Ihr eine große Stadt,“  
Sprach Taps, Einwohner von Krähwinkel,  
Den ein Besuch, nach Freundes Rath,  
Zur Residenz gelocket hat.  
„Das ist doch nur ein stolzer Dünkel;  
„Man läuft sich darin müd' und matt,  
„Erklettert himmelhohe Treppen  
„Und, wenn man was zu suchen hat,  
„Pflagt's Mondenlang sich hinzuschleppen.  
„Weit rascher man bei uns verfährt,  
„Die Polizei vor allen Dingen  
„Wird Alles schnell ins Reine bringen,  
„Deshalb hält man sie ehrenwerth.  
„Ich kann davon ein Liedchen singen,  
„Sie weiß nichts von Parteilichkeit,  
„Ich kam einmal in einen Streit  
„Mit meines Bürgermeisters Better,  
„Es war nur eine Kleinigkeit,  
„Er fluchte zornig Donnerwetter!  
„Und schimpfte mich, das ging zu weit,  
„Ich konnte nicht den Schimpf ertragen,  
„Ich hob die Hand, um ihn zu schlagen,  
„Indessen kam es nicht dazu.  
„Ein Offiziant, der immer spüret,  
„Sah's in der Ferne und im Nu  
„Ward ich von ihm auch arretiret  
„Und ins Gefängniß abgeführt,  
„Nicht zehn Minuten saß ich dort,  
„So ward ich schon examiniret,  
„Und was ich sagte, Wort für Wort  
„Bom Actuar protokolliret.  
„Mein Urtheil ward sogleich gefällt,  
„Und auf der Stell' executiret,  
„Es kostete mir etwas Geld,  
„Und dafür ward ich ausgeschmieret,  
„Denn zwanzig Hieb' ich jetzt empfang,  
„Sie waren derb mir zugemessen,  
„Doch frei ich gleich auch wieder ging  
„Und kam zu rechter Zeit zum — Essen.  
S. F.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:  
Der „Gläubiger.“

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.